

handelte sehr unbedonnen, als es gleich mit vollen Backen in die Kriegstrompete stieß und ganz Europa aufstommelte. Wie der Fischer in dem arabischen Märchen hat Thiers die Flasche geöffnet, woraus der schreckliche Dämon emporstieg . . . er erschrak nicht wenig über dessen colossale Gestalt und möchte ihn jetzt zurückbannen mit schlaun Worten. „Bist du wirklich aus einer so kleinen Bouteille hervorgestieg?“ sprach der Fischer zu dem Riesen, und zum Beweise verlangte er, daß er wieder in dieselbe Flasche hineinkrieche; und als der große Narr es that, verschloß der Fischer die Flasche mit einem guten Stöpsel . . . Die Post geht ab, und wie die Sultanin Scheherzade unterbrechen wir unsre Erzählung, vertrauensd auf morgen, wo wir aber ebenfalls, wegen der vielen eingeschobenen Episoden, keinen Schluß liefern.

20.

Paris, den 1. October 1840.

„Haben Sie das Buch Baruch gelesen?“ Mit dieser Frage lief einft Lafontaine durch alle Straßen von Paris, jeden seiner Bekannten anhaltend, um ihm die große Neuigkeit mitzutheilen, daß das Buch Baruch wunderschön sei, eine der besten Sachen die je geschrieben worden. Die Leute sahen ihn verwundert an, und lächelten vielleicht in derselben Weise, wie ich Sie lächeln sehe, wenn ich Ihnen mit der heutigen Post die wichtige Nachricht mittheile, daß „Tausend und eine Nacht“ eines der besten Bücher ist, und gar besonders nützlich und belehrsam in jeziger Zeit . . . Denn aus jenem Buche lernt man den Orient besser kennen, als aus den Berichten Lamartine's, Poujoulat's und Conforten; und wenn auch diese Kenntniß nicht hinreicht, die orientalische Frage zu lösen, so wird sie uns wenigstens ein Bißchen aufheitern in unserm occidentalischen Elend! Man fühlt sich so glücklich, während man dies Buch liest! Schon der Rahmen ist kostbarer als die besten Gemälde des Abendlandes. Welch ein prächtiger Kerl ist jener Sultan Schariar, der seine Gattinnen des andern Morgens, nach der Brautnacht, unverzüglich tödten läßt! Welche Tiefe des Gemüths, welche schauerliche Seelenkeuschheit, welche Zartheit des ehelichen Bewußtseins, offenbart sich in jener naiven Liebesthat, die man bisher als grausam, barbarisch, despotisch verunglimpft! Der Mann hatte einen Abscheu gegen jede Verunreinigung seiner Gefühle, und er glaubte sie schon verunreinigt durch den bloßen Gedanken, daß die Gattin, die heut an seinem hohen Herzen lag, vielleicht morgen in die Arme eines Andern, eines schmutzigen Lumpen, hinabsinken könne — und er tödtete sie lieber gleich nach der Brautnacht! Da man so viele verkannte Edle, die das blödsinnige Publicum lange Zeit verlästerte und schmähete, jetzt wieder zu Ehren bringt, so sollte

man auch den wackern Sultan Schariat in der öffentlichen Meinung zu rehabilitiren suchen. Ich selbst kann mich in diesem Augenblick einem solchen verdienstlichen Werke nicht unterziehen, da ich schon mit der Rehabilitation des seligen Königs Prokrustus beschäftigt bin; ich werde nämlich beweisen, daß dieser Prokrustus bisher so falsch beurtheilt worden, weil er seiner Zeit vorausgeschritten, und in einer heroisch aristokratischen Periode die heutigen Plebejer-Ideen zu verwirklichen suchte. Keiner hat ihn verstanden, als er die Großen verkleinerte, und die Kleinen so lange ausreckte, bis sie in sein eisernes Gleichheitsbett pasten.

Der Republikanismus macht in Frankreich täglich bedeutendere Fortschritte, und Robespierre und Marat sind vollständig rehabilitirt. O, edler Schariat und echt demokratischer Prokrustus! auch ihr werdet nicht lange mehr verkannt bleiben. Erst jetzt versteht man Euch. Die Wahrheit siegt am Ende.

Madame Lafarge wird seit ihrer Verurtheilung noch leidenschaftlicher als früher besprochen. Die öffentliche Meinung ist ganz zu ihren Gunsten, seitdem Hr. Raspall sein Gutachten in die Waagschale geworfen. Bedenkt man einerseits, daß hier ein strenger Republikaner gegen seine eigenen Parteiinteressen austritt und durch seine Behauptungen eins der volksthümlichsten Institute des neuen Frankreichs, die Jury, unmittelbar compromittirt; und bedenkt man andererseits, daß der Mann, auf dessen Ausspruch die Jury das Verdammungsurtheil basirte, ein verächtlicher Intriguant und Charlatan ist, eine Klette am Kleide der Großen, ein Dorn im Fleische der Unterdrückten, schmeichelnd nach oben, schmähfüchtig nach unten, falsch im Reden wie im Singen: o Himmel! dann zweifelt man nicht länger, daß Marie Capelle unschuldig ist, und an ihrer Statt der berühmte Doctore, welcher Decan der medicinischen Facultät von Paris, nämlich Herr Drfila, auf den Marktplatz von Tulle an den Pranger gestellt werden sollte! Wer aus näherer Beobachtung die Umtriebe jenes eiteln Selbstsüchtlings nur einigermaßen kennt, ist in tiefster Seele überzeugt, daß ihm kein Mittel zu schlecht ist, wo er eine Gelegenheit findet, sich in seiner wissenschaftlichen Specialität wichtig zu machen und überhaupt den Glanz seiner Berühmtheit zu fördern! In der That, dieser schlechte Sänger, der, wenn er in den Soirées von Paris seine schlechten Romanzen mekelt, kein menschliches Ohr schont und jeden tödten möchte, der ihn auslacht: er würde auch kein Bedenken tragen, ein Menschenleben zu opfern, wo es gälte, das versammelte Publicum glauben zu machen, Niemand sei so geschickt wie er, jedes verborgene Gift an den Tag zu bringen! Die öffentliche Meinung geht dahin, daß im Leichnam des Lafarge gar kein Gift, desto mehr hingegen im Herzen des Hrn. Drfila vorhanden war. Diejenigen, welche dem Urtheil der Jury von Tulle beistimmen, bilden eine sehr kleine Minorität und geben den sich nicht mehr mit der frühern Sicherheit. Unter ihnen giebt es Leute,

welche zwar an Vergiftung glauben, dieses Verbrechen aber als eine Art Nothwehr betrachten und gewissermaßen justificiren. Esfarge, sagen sie, sei einer größeren Unthat anlagbar: er habe, um sich durch ein Heirathsgut vom Bankerotte zu retten, mit betrügerischen Vorspiegelungen das edle Weib gleichsam gestohlen und sie nach seiner öden Diebeshöhle geschleppt, wo, umgeben von der rohen Sypsschaft, unter moralischen Martern und tödtlichen Entbehrungen, die arme verzärtelte, an tausend geistige Bedürfnisse gewöhnte Pariserin, wie ein Fisch außer dem Wasser, wie ein Vogel unter Fledermäusen, wie eine Blume unter limosinischen Bestien, elendiglich dahinsterben und vermodern mußte! Ist das nicht ein Meuchelmord, und war hier nicht Nothwehr zu entschuldigen? — so sagen die Vertheidiger, und sie setzen hinzu: Als das unglückliche Weib sah, daß sie gefangen war, eingekerkert in der wüsten Carthause, welche Glandier heißt, bewacht von der alten Diebesmutter, ohne gesetzliche Rettungshilfe, ja gefesselt durch die Gesetze selbst — da verlor sie den Kopf, und zu den tollern Befreiungsmitteln, die sie zuerst versuchte, gehört jener famose Brief, worin sie dem rohen Gatten vorlag, sie liebe einen Andern, sie könne ihn nicht lieben, er möge sie also loslassen, sie wolle nach Asien fliehen und er möge ihr Heirathsgut behalten. Die holde Närrin! In ihrem Wahnsinn glaubte sie, ein Mann könne mit einem Weibe nicht leben, welches ihn nicht liebe, daran stürbe er, das sei der Tod . . . Da sie aber sah, daß der Mann auch ohne Liebe leben konnte, daß ihn Lieblosigkeit nicht tödtete, da griff sie nach purem Arsenik . . . Rattengift für eine Ratte! — Die Männer der Jury von Tulle scheinen Aehnliches gefühlt zu haben, denn sonst wäre es nicht zu begreifen, weshalb sie in ihrem Verdict von Milderungsgründen sprachen. Soviel ist aber gewiß, daß der Proceß der Dame von Glandier ein wichtiges Actenstück ist, wenn man sich mit der großen Frauenfrage beschäftigt, von deren Lösung das ganze gesellschaftliche Leben Frankreichs abhängt. Die außerordentliche Theilnahme, die jener Proceß erregt, entspringt aus dem Bewußtsein eignen Leids. Ihr armen Frauen, Ihr seid wahrhaftig übel dran. Die Juden in ihren Gebeten danken täglich dem lieben Gott, daß er sie nicht als Frauenzimmer auf die Welt kommen ließ. Naives Gebet von Menschen, die eben durch Geburt nicht glücklich sind, aber ein weibliches Geschöpf zu sein für das schrecklichste Unglück halten! Sie haben Recht, selbst in Frankreich, wo das weibliche Elend mit so vielen Rosen bedeckt wird.

21.

Paris, den 3. October 1840.

Seit gestern Abend herrscht hier eine Aufregung, die alle Begriffe übersteigt. Der Kanonendonner von Beyrut findet sein Echo in der Brust aller Franço-